Sichtbares Zeichen der Solidarität: Zu der Demonstration gegen Terror und Antisemitismus in Berlin zwei Wochen nach dem Überfall der Hamas kamen 10.000 Menschen. Besonders auffällig: Wenig junge Leute waren da.
Foto Stefan Boness

Die Erschütterten

Schlaflose Nächte, eine neue, alte Angst und die quälende Sorge um die Geiseln: Nach dem Pogrom der Hamas in Israel sind Juden in Deutschland fassungslos. Wo bleibt unser Mitgefühl?

Von Julia Schaaf und Eva Schläfer

Fortsetzung auf der folgenden Seite

AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER

FORTSETZUNG VON SEITE 11

Die Erschütterten

Der Fußweg vor dem Gebäude der jüdischen Gemeinde Kahal Assad Jisroel ist doppelt abgesperrt. Zwischen kreisförmig aufgestellten Metallgittern ist vor dem Haus an der Berliner Brunnenstraße eine Art geschützter Platz entstanden. Drum herum Plastikbarrieren mit Warnlichtern. Wenn sein Sohn fragt, warum vor dem Kindergarten neuerdings solche Hürden stehen, drückt Dovid Gernetz sich um die Antwort herum. Dem Kind bloß nicht noch mehr Angst machen, als das Objektschützer im Leben eines Vierjährigen ohnehin schon tun. Gerade ist die Polizeipräsenz vor dem unauffälligen Haus mit dem Kindergarten darin und der Synagoge im Hof verdoppelt worden. Von den älteren Kindern der Gemeinde, erzählt Gernetz, wollten viele nicht mehr zur Schule.

An den Metallzaun gelehnt liegen regennasse Blumen zwischen Grablichtern. „We stand by your side“ und „Ihr gehört dazu“ hat jemand auf Schilder geschrieben. Gernetz, Assistenz-Rabbiner der modern-orthodoxen Gemeinde, ist dankbar für die spontane Mahnwache am vorigen Freitag. Er zeigt über den eingezäunten Vorplatz hinweg zu dem Polizeihäuschen neben dem Eingang: Ungefähr dort war in der Nacht zum 18. Oktober ein Molotowcocktail gelandet. Kein Sachschaden. Aber bei allem Entsetzen über den Terror der Hamas in Israel – bis dahin, sagt Gernetz, sei die Bedrohung vergleichsweise weit weg gewesen. Seit dem versuchten Anschlag ist für ihn klar: „Gaza ist auch hier.“ Der Rabbiner sagt : „Wir lassen uns nicht einschüchtern.“

Gehst du in die Synagoge? Wirklich? Hast du keine Angst?

Das sind Fragen, die Juden Juden stellen, in diesen Tagen seit dem 7. Oktober, weil sie ein mulmiges Gefühl auf dem Weg in die Synagoge haben. Wer vielleicht früher in der U-Bahn seine Kippa unter einer Kappe versteckt hat, öffnet neuerdings in der Öffentlichkeit seinen Insta-Feed nicht mehr, der israelischen Flaggen wegen.

Wie geht es dir? Wie geht es Ihnen?

Auch diese Frage bekommen Juden in diesen Tagen vor allem von anderen Juden gestellt, wenn überhaupt, weil Juden klar ist, dass die Antwort eine Version sein wird von: schlecht. Viele haben Wurzeln in Israel, Verwandte und Freunde und neuerdings – Tote. Oder sie kennen Menschen, die dort Wurzeln, Verwandte, Freunde haben und neuerdings – Tote. Gleichzeitig erleben Juden in Deutschland, dass auch hier von manchen das Töten gefeiert wird – eine neue Dimension des Judenhasses, glauben einige. Trotzdem interessiert sich die sogenannte Mehrheitsgesellschaft enttäuschend wenig für dieses Leid. Höchste Zeit, nachzufragen und zuzuhören.

Neben dem Jüdischen Museum in Frankfurt am Main steht gut sichtbar ein Polizeifahrzeug. Das parkt dort standardmäßig, besetzt mit zwei Beamten, die das Sitzen normalerweise wörtlich nehmen. Seit dem 7. Oktober jedoch patrouillieren sie in kurzen zeitlichen Abständen rund um den Gebäudekomplex. An diesem regnerischen Mittwochmittag bildet sich vor dem Eingang eine kleine Schlange, die Sicherheitsvorkehrungen wurden verschärft. Momentan wird jeder Besucher einzeln in die Schleuse gebeten und kontrolliert, um dann noch einmal zu warten, bis die zweite Tür zum Foyer entsichert wird. Vom Grabbeltisch der Buchhandlung schaut Hannah Arendt von einem Buchcover, Titel: „Vor Antisemitismus ist man nur noch auf dem Mond sicher“. Der Satz stammt aus einem ihrer Texte aus dem Jahr 1941.

Mirjam Wenzel ist seit 2016 Direktorin des Museums, diese Woche aber wegen der Schulferien verreist. Am Telefon sagt sie: „Alle Orte jüdischen Lebens in Frankfurt sind seit dem 7. Oktober andere Orte geworden. Orte werden von Menschen gestaltet, und der Terror hat die Menschen verändert. Viele schlafen kaum noch, es herrscht eine tiefe Traurigkeit. Auch ich ringe noch immer mit den Worten. Wir leben in einer neuen Realität voller Sorgen.“

Im Museum seien alle durcheinander, „auch ich bin nicht so effizient wie sonst“. Sie hat das Gefühl, keine Zeit zu haben, um den Schock zu verarbeiten und zu trauern. Ständig werde man mit Protesten gegen den Krieg in Gaza und antisemitischen Vorkommnissen in Europa und Amerika konfrontiert. Dabei werden noch immer Leichen identifiziert. „Das ist perfide.“

Ihre jüdischen Kollegen schauen israelisches Fernsehen, in dem keine Grausamkeit verpixelt wird. Wenzel macht das nicht, denn: „Ich muss bei Kräften bleiben. Als Direktorin muss ich eine Stimme fürs Museum finden. Was ist unsere Aufgabe in der jetzigen Situation?“ Erste Antworten: Sie planen eine Soundinstallation für die Geiseln, eine Diskussionsveranstaltung, wie jüdisches Leben in Deutschland zukünftig aussehen kann, und ein Gespräch mit Lehrerinnen und Lehrern. Vereinzelt hätten Menschen Blumen vorbeigebracht – aber auch Gruppen ihre Führung abgesagt. Insgesamt sei der Zulauf momentan eher verhalten.

Wenzel lebt in Frankfurt, ihr Sohn besucht das jüdische Gymnasium im Nordend. Als die Hamas für den Freitag nach dem Terrorangriff weltweit zu Gewalt gegen Juden und jüdische Einrichtungen aufrief, saß er mit genau zwei Mitschülern in seiner Klasse. Die anderen waren zu Hause geblieben – aus Angst. Wenzel meint, das seien „teilweise auch Überreaktionen“. Gefühlte Bedrohung und tatsächliche Gefahr sind verschiedene Dinge. Besser macht es das nicht.

Den sehr engen Austausch mit den Sicherheitsbehörden lobt die Museumsdirektorin ausdrücklich – wie viele andere Vertreter jüdischer Einrichtungen auch. Auch die klare Positionierung der Politik wird allenthalben begrüßt. Der Kunst- und Kulturszene wirft Wenzel hingegen mangelnde Unterstützung vor. „Ich kann nicht akzeptieren, dass die Stimmen, die sich maximal vom Terror der Hamas distanzieren und gegen Antisemitismus engagieren, in Kunst und Kultur so leise sind“, sagt sie. Eine gewisse Szene von Kulturschaffenden betrachte den palästinensischen Befreiungskampf als Dekolonialisierung, das sei spätestens seit der Documenta klar. Diese Solidarisierung mit militanten Gruppen sei die eine Sache. „Aber wenn Menschen massakriert werden, erwarte ich, dass unter Kulturschaffenden ein Konsens besteht, der besagt: ‚Das sind Verbrechen gegen die Menschheit.‘“

Hört man dieser Tage Vertretern jüdischer Institutionen zu, zieht sich die Klage über die mangelnde Empathie durch alle Gespräche. Die Jüdische Gemeinde Frankfurt vermisst Solidaritätsbekundungen der anderen Glaubensrichtungen, mit denen sie auch im Rat der Religionen zusammenarbeitet, allen voran der muslimischen Gemeinden. Private Briefe habe es gegeben, aber keine eindeutigen öffentlichen Stellungnahmen. Aus der Jüdischen Studierendenunion ist zu hören, Rektoren und Hochschulgruppen positionierten sich nicht klar.

Auf dem Weg zur Synagoge am Berliner Fraenkelufer sind die Geiseln in Gaza ganz nah: Gadi Haggai, 73 Jahre, Judih Lynne Weinstein, 70 Jahre, steht auf dem ersten Plakat, das in einer Klarsichtfolie am Zaun des Geländes befestigt ist. Dann geht es weiter: Doron, Aviv, Raz, 34, vier und zwei Jahre alt. Moran Stella Yanai, 40. Shoshan, Avshal Tal, Adi Nave, Yahel, 3 bis 65 Jahre alt. Shir Georgie, 22 Jahre alt. In den meisten Berliner Synagogen ist normalerweise nur am Schabbat und an Feiertagen Gottesdienst. Jetzt lädt die Jüdische Gemeinde zu Berlin jeden Abend zum Gebet „für die Opfer des feigen Pogroms der Hamas und die Sicherheit Israels“. Dienstag ist die Synagoge am Fraenkelufer dran.

Ein rechteckiger Saal mit klassizistischen Wandpfeilern und modernen Kronleuchtern, längs mit Holzbänken versehen, in denen die Betenden Platz nehmen, Männer rechts, Frauen links. Der Kantor steht auf der Bima in der Mitte, mit dem Rücken zum Raum, und fängt an zu singen. Sein kräftiger Bariton schwingt sich auf zu einem Davidstern aus Stuck an der Decke, Melodien wie Girlanden, immer wieder stimmt die Gemeinde ein. Dazwischen Phasen der Stille, des stummen Gebets. „Gelobt seist du, Ewiger, der die Toten wieder belebt“: In den Gebetsbüchern, deren Seiten von hinten nach vorne gelesen werden, ist neben dem hebräischen Text die deutsche Übersetzung abgedruckt. Der Kantor bittet Gott, die Geiseln zu schützen und schnell zu befreien. Das berühmte Gebet der Trauernden, Kaddisch, sprechen alle gemeinsam. Anschließend sitzt eine kleine Gruppe überwiegend junger Menschen im Gemeindesaal zusammen bei Weintrauben, Saft und Bier und diskutiert Texte aus dem Tanach zum Thema Trost.

„Es ist wichtig, in Gemeinschaft zu sein“, sagt eine junge Frau mit langen Locken und einem goldenen Davidstern um den Hals. Eine Frau mit ungarischen Wurzeln sagt, sie glaube an die Kraft des Gebets. Ein Israeli, schon viele Jahre in Berlin zu Hause, erzählt von einer ehemaligen Pfadfinderkollegin, die von der Hamas ermordet worden sei. So wie ihr Mann. Die drei Kinder. Die Großmutter. Sechs Särge, nebeneinander. Vor einer Woche war die Beerdigung. „Das ist so in Israel“, sagt der Mann, der auch bei Selbstmordanschlägen schon Freunde verloren hat. Er versucht ein Lächeln. Augen wie Seen. „Am Israel Chai.“ Es klingt wie eine Beschwörungsformel: Das Volk Israel lebt weiter.

„Es hört sich vielleicht blöd an, von Trauma zu sprechen, wenn man nicht vor Ort war, aber es fühlt sich so an.“ Mehr als zwei Wochen war der Franzose nicht in der Synagoge. An diesem Dienstag endlich hat er eine farbenfrohe Häkelkippa ausgewählt und seine Angst überwunden. Ihm war klar, dass es sonst schlimmer würde und das „Gefühl der Solidarität und des Zusammenhalts“ ihm guttäte. Seit dem 7. Oktober ist da diese Frage, die seine Grundfesten erschüttert: „Wo ist man als Jude überhaupt sicher?“ Der Franzose sagt, er habe das noch nie erlebt, nicht einmal der Selbstmordanschlag in Tel Aviv 2016, als er zufällig in Israel war, habe ihn so mitgenommen wie die Attacke jetzt. Ein Überfall auf ein Kollektiv. „Es ist schwer zu erklären“, sagt der Franzose über seine Beziehung zu einem Land, in dem er nie zu Hause war. Bisher habe er wie viele Juden gedacht, Israel sei „eine Art Lebensversicherung“, ein Ort, an dem man immer Zuflucht finden werde. Und jetzt?

In Frankfurt sind unterdessen 40 Familien aus Israel angekommen, um zumindest vorübergehend Schutz in Deutschland zu suchen. Der Kindergarten und die Grundschule der Jüdischen Gemeinde schaffen zusätzliche Plätze.

Eine sonnige Altbauwohnung in Berlin: Um über Israel zu sprechen, sind Dana Vowinckel die eigenen vier Wände gerade lieber als irgendein Café – Vorsicht. Ginge es nach ihrem Vater, müsste sie alle Lesungen absagen. Mit „Gewässer im Ziplock“ hat die 27-Jährige gerade ihren ersten Roman veröffentlicht, im Mittelpunkt: eine junge Jüdin. Vowinckel erzählt, ihre Psychiaterin habe ihr gerade eine Einweisung in die Klinik ausgestellt. Grund: „totaler Zusammenbruch nach Hamas-Überfall“. Ein Akt der Hilflosigkeit angesichts ihres Zustands, Vowinckel muss beinahe lachen. „Wer bricht denn gerade nicht zusammen von meinen jüdischen Freunden?“, fragt sie. Nächtelang lag sie wach bis zum frühen Morgen, um erst nachmittags wieder aufzustehen, bei Lesungen musste sie regelmäßig weinen. Mit Hilfe von Medikamenten kann sie inzwischen wenigstens ein bisschen schlafen.

Vowinckel ist in Berlin geboren und in einer deutsch-amerikanisch-jüdischen Familie aufgewachsen, über die sie sagt, man habe immer an Israel geglaubt, aber eben auch an die Freiheit und Würde der Palästinenser in einem eigenen demokratischen Staat. Jetzt sagt sie: „Was mich so entsetzt, ist, dass Leute diesen Kampf für Freiheit und Würde verwechseln mit dem, was die Hamas angerichtet hat.“ Um nahtlos hinzuzufügen: Genauso entsetzlich finde sie, dass jetzt wieder „die immer gleichen zehn Leute ihren Rassismus verbreiten dürfen und Abschiebungen fordern“ – angeblich um Juden wie sie zu schützen. Sie fühle sich benutzt, von der Rechten für deren Rassismus, von der Linken für deren Selbstläuterung. „Wenn wir wirklich anfangen, Antisemiten abzuschieben, ist Björn Höcke der Erste, der das Land verlassen muss“, sagt sie. Es gehe aber nicht darum, wer einen Molotowcocktail gegen eine Synagoge werfe. „Es geht darum, dass es diese Anschläge und Schmierereien gibt.“ Immerzu Bekenntnisse gegen Antisemitismus einerseits. Andererseits würden die Budgets für politische Bildung gekürzt. Vowinckel ist wütend: „Ihr wisst nicht, wie es ist, panische Angst um sein eigenes Leben zu haben.“

Vor ein paar Tagen wurde die Autorin nachts von einem lauten Knall geweckt. „Jetzt bist du tot“, dachte sie im ersten Moment. „Jetzt kommen sie und holen dich.“ Als es still blieb, als sie sich endlich aus dem Bett heraus traute, stellte sie fest, dass nur das Duschkörbchen mit der Shampooflasche abgestürzt war. Offenbar, sagt Vowinkel, seien Hamas-Fanatiker in der eigenen Wohnung für sie gerade realistischer als jede banale Erklärung. „Krass“, findet sie selbst.

Noch in dieser Ausnahmesituation jedoch gebe es große Berührungsängste mit Juden. Vowinckel ist es leid, den Deutschen immer erst eine Therapiestunde anbieten zu müssen und zu erklären: Nein, sie gehe nicht jeden Freitag in die Synagoge. Sie wache nicht jeden Morgen auf und denke: „Hey, another day as a Jew in Germany“, sondern wie jeder andere auch: „Verdammt, die Milch ist alle.“ Die Autorin ruft es förmlich über den Küchentisch: „Wir sind einfach Menschen.“ Dann spricht sie wieder von ihrer Angst, ihrer Trauer und von Gedankenschleifen, die immer wieder um die Angehörigen der Geiseln kreisen. Es will ihr nicht in den Kopf, wie wenig das in der Öffentlichkeit noch Thema ist.

„Ich würde mir wünschen, dass es gerade eine Gesellschaft gäbe, die mich hält und auffängt“, sagt Vowinckel. Eine Gesellschaft, in der Menschen Geld für jüdische Hilfsorganisationen spenden oder für Ärzte ohne Grenzen. Sich auf Nachrichtenportalen informieren und nicht auf Instagram, wo die Propaganda wüte. Wo Menschen laut und unbequem werden, wo immer es Antisemitismus und Rassismus gibt. Und: „Im Kleinen würde ich mir wünschen, dass die Leute weniger Angst haben, mich mal in den Arm zu nehmen und mir einen Topf Suppe vorbeizubringen.“

James Ardinast führt mit seinem Bruder David in Frankfurt unter anderem ein Restaurant, in dem sie den Gästen „New Tel Aviv Cuisine“ servieren. Als er am Mittwoch vor einer Woche dort eintraf, war auf ein gelbes Holzmodul vor dem Laden ein Davidstern gemalt. In der Mitte stand das Wort „Ziel“. „Wir waren geschockt“, sagt Ardinast. Beide sind schon lange Teil der Gastroszene, 2019 eröffneten sie dieses Restaurant. Sie fotografierten die Schmiererei, posteten sie auf ihren Social-Media-Kanälen. Nachbarn mit marokkanischen Wurzeln übermalten den Stern in Eigeninitiative. „Das war gut gemeint, und wir wissen das auch wirklich zu schätzen“, so Ardinast, „aber mein Bruder und ich hätten es eigentlich gerne stehen lassen. So sieht es nun aus, als sei das nicht passiert.“ Diese „Markierung“ jüdischen Lebens im Stil der Nationalsozialisten scheint – anders als in Berlin – bislang in Frankfurt die einzige zu sein.

Der antisemitische Hass auf den Straßen Europas und in den sozialen Netzwerken macht Ardinast fassungslos. Dabei sind es nicht nur radikale Islamisten, sondern auch häufig Deutsche, die gerne relativieren, wenn sie auf Israel und die Juden schauen. „Sich klipp und klar gegen Terror auszusprechen, das schaffen wir als Gesellschaft momentan nicht.“ Mit Verwunderung schaut er außerdem auf die „Awareness-Community“, also unter anderen die LGBTQ+-Gruppen, deren Anliegen er grundsätzlich unterstützt. „Es ist interessant zu beobachten, dass Menschen, die in den Augen der Hamas ebenso wenig ein Existenzrecht haben wie Israelis, nicht sehen, wie sehr die Hamas für das Leid der Palästinenser verantwortlich ist, und diese Schandtaten durch ihren Whataboutism relativieren.“

Ardinast ist es – wie Vowinckel und vielen anderen Juden in Deutschland – ein Anliegen, nicht zu pauschalisieren. Dafür hat er in den vergangenen zwei Wochen zu viele positive und stärkende Rückmeldungen auch von Freunden mit muslimischen Wurzeln bekommen. Auch im Restaurant arbeiten arabischstämmige Kollegen. Der Gastronom sagt: „Wir ducken uns nicht weg, sondern setzen uns mit der uns eigenen Offenheit weiterhin für eine freie Welt ein.“ Einen Tag nachdem er die antisemitische Schmiererei vor seinem Restaurant entdeckte, hat er mit seiner Frau, deren Familie aus Korea stammt, eine Tochter bekommen. Ein Lichtblick in finsteren Zeiten, sagt er. Und das Sinnbild einer gelingenden heterogenen Gesellschaft.

Dovid Gernetz, Assistenz-Rabbiner der Berliner Gemeinde Kahal Adass Jisroel, auf die ein Brandanschlag versucht wurde
Foto Julia Zimmermann

Dana Vowinckel, Autorin des gerade erschienenen Romans „Gewässer im Ziplock“
Foto Steffen Roth

James Ardinast, Gastronom in Frankfurt. Sein Restaurant wurde mit einem Davidstern „markiert“.
Foto Wonge Bergmann

Mirjam Wenzel, Direktorin des Jüdischen Museums in Frankfurt am Main
Foto Michael Braunschädel